Börne-Stiftung ehrt Kritiker Reich-Ranicki

Die Frankfurter Ludwig-Börne-Stiftung verleiht in diesem Jahr erstmals eine Ehrenmedaille für Literatur. Am 6. Juni wird der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki mit dieser Auszeichnung für sein Lebenswerk geehrt, wie die Stiftung mitteilte. Vier Tage nach dem 90. Geburtstag des Preisträgers soll die Verleihung in der Frankfurter Paulskirche stattfinden. Als Redner werden F.A.Z.-Herausgeber Frank Schirrmacher, der Publizist Henryk M. Broder, Thomas Gottschalk sowie die Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth erwartet. Entertainer Harald Schmidt wird die Verleihung mit Liedern von Brecht am Klavier begleiten. *ddp*

„Titanen" führen die Charts an

Die 3D-Neuverfilmung des Fantasy-Klassikers „Kampf der Titanen" ist auf Platz eins der Kinocharts eingestiegen. Rund 468 000 Besucher sahen sich am Startwochenende das Remake mit „Avatar"-Held Sam Worthington an. Er tritt in dem Film als verbitterter Halbgott Perseus gegen Unterwelt-Gott Hades an. „Drachenzähmen leicht gemacht" landet mit 208 000 Kinobesuchern auf Rang zwei. *ddp*

Staeck erhält Satire-Stern

Für seine bissigen Plakate wird der Politgrafiker und Präsident der Berliner Akademie der Künste, Klaus Staeck, am heutigen Dienstag mit einem Stern der Satire geehrt. Staeck ist der 65. Prominente, der auf dem „Walk of Fame der Satire" in der Mainzer Innenstadt verewigt wird, teilte das Deutsche Kabarettarchiv mit. Er findet Platz neben Größen wie Loriot, Emil oder Liesl Karlstadt. Sponsor ist DGB-Chef Michael Sommer. Zu Staecks berühmtesten Werken gehöret etwa das „Wahlplakat" mit der Aufschrift „Deutsche Arbeiter, die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen!". Der erste Satire-Stern wurde 2004 für den Kabarettisten Werner Finck eingelassen. *dpa*

Ein Frosch wird Vater

Das Wiesbadener Staatstheater wirft einen neuen Blick auf „Dornröschen"

Das Publikum bejubelte die Premiere von Tschaikowskys Ballett. Choreograf Stefan Thoss etzählt das Märchen einmal ganz anders.

Von Almuth Murawski

Yuki Mori als Frosch und Ina Brütting als Dornröschen in der Wiesbadener Inszenierung. Foto: Martin Kaufhold

Wer sich noch an die wildromantische, von Rosen umwölkte Petersburger Kirow-Aufführung bei den Wiesbadener Maifestspielen erinnert, kann nun mit der „Dornröschen"-Choreografie von Stefan Thoss einen eigenwilligen Kontrast erleben. Thoss hat Petipas klassisches Tanzlibretto umgeschrieben und neu gedeutet.

Der Ballettchef beschränkt sich nicht darauf, einen erzählerischen Faden zu spinnen, er hinterfragt die Geschichte, spürt Konflikte auf. Die Kinderlosigkeit des Königspaars wird zum Zentralthema, das den Grimm'schen Frosch, der Geburtsverkünder für die Königin ist, bei Thoss zum Verbündeten des Ehepaares macht: Er übernimmt die ehelichen Pflichten für den mutmaßlich zeugungsunfähigen König.

Keine Märchenromantik

Zum Zeichen dessen geht Dornröschen in grünem Kleidchen durchs Leben. Die Spannungen im Dreiecksverhältnis übertragen sich auf das Mädchen. Und da ist noch die unerwünschte Gestalt der bösen Fee, die stellvertretend für das berühmte „schwarze Schaf" zu stehen scheint. Die abgründige Rolle dieser Fee Carabosse streicht Thoss und lässt den ominösen Frosch als Störfaktor agieren. Der Jahrhundertschlaf wird für Dornröschen zur Phase der Selbstfindung.

Das ergibt ein komplexes Handlungsballett, das den Zuschauer fordert und jene, die auf der Suche nach Märchenromantik sind, sogar überfordern könnte. Wer sich auf die neue Version einlässt, erlebt indes einen Ballettabend der ganz anderen Art, der das Wiesbadener Team als eine Gruppe ausgezeichneter Solisten präsentiert. Weggefegt sind alle Tütüs und Spitzenschuhe. Die Farbe Grau dominiert in allen Schattierungen, allenfalls Froschgrün und Weißtöne leuchten in der nüchternen Dekoration auf.

Die Tänzerinnen und Tänzer sollen nur mit ihrem Können brillieren, nichts soll die Konturen verwischen.

Die Choreografie lebt von moderner, expressiver Tanzsprache, von weit ausholenden, meist fließenden klaren Bewegungen, der typisch Thoss'schen eckigen Armführung, von bezwingenden Posen und unerwarteten Auflösungen: unkonventionell, gradlinig und doch von artistischer Vielfalt. Immer wieder lösen sich imponierende Soli aus den Gruppen. Man hätte sich vielleicht die einzelnen Figuren differenzierter charakterisiert gewünscht. Emilia Giudicelli ist eine ebenso grazile wie kraftvoll tanzende Königin, die in Sandro Westphal einen sehr virilen ebenbürtigen Partner findet. Grandios, von unglaublicher Sprungkraft und dämonischer Geschmeidigkeit ist Yuki Moris Frosch, der dem Abend besonderen Glanz verleiht. Präzise, technisch versiert und mit fast kindlichem Charme gibt sich Ina Brütting als taufrisches Dornröschen. Das Können der lyrischen Fliederfee von Valeria Lampadova hätte allerdings ein duftigeres Kostüm eindrucksvoller unterstützen können, was zudem der Aufführung mehr optische Höhepunkte zugestanden hätte.

„Dornröschen" ganz anders, doch die Ovationen des Premierenpublikums blieben nicht aus.

Ein Wiegendlied berührt die Herzen

Der ostdeutsche Tenor Björn Casapietra ist ein großer Entertainer. In der Frankfurter Dreikönigskirche gab er einen hinreißenden Abend.

Ob ein keltisches Gebet den Herrn stärker anspricht als ein anderes, mag dahingestellt sein, aber gesungen wirkt es inbrünstig, ja sogar mystisch. „Celtic Prayer" nennt der Star-Tenor sein jüngstes, fünftes, Studioalbum, das in Frankfurt aufgenommen und produziert wurde.

Bewegt sich der Künstler auf der Platte nach dem Vorbild des Briten Paul Potts zwischen den Polen E- und U-Musik, so konzentriert sich der 1970 geborene Casapietra konzertant ganz auf klassischen Gesang. Seine Stimme atmet und hat Volumen, seine Phrasierungen bestehen neben denen eines Opernsängers des ernsten Fachs. Egal, ob der blendend aussehende Björn Herbert Fritz Roberto Casapietra ein Lied wie Leonard Cohens „Hallelujah" oder das keltische Traditional „Down By The Sally Gardens" anstimmt: Er ist weit weg von modischem Crossover und singt diese Perlen unverfälscht und ohne unnötiges Pathos, verlässt sich bei der Interpretation auf die stilvolle Begleitung der Schweizer Konzertpianistin Sibylle Briner. Das alles ist unprätentiös, schlicht und doch große Unterhaltung, weil der Künstler auch ein begnadeter Entertainer ist, der zu jedem Lied eine schöne Geschichte zu erzählen oder ein Bonmot beizutragen hat.

Zu vorgerückter Stunde singt er zu geschmackvoller Illuminierung alte keltische oder walisische Volkslieder wie „My Little Welsh Home" oder „The Water Is Wide" mit ausladendem Gestus. Wenn der stolze Vater mit „Stellas Song" dann ein Wiegenlied für seine kleine Tochter anstimmt, hat das etwas anrührend Privates. Besonders intensiv gerät „You Raise Me Up", in dem er die Kraft der persönlichen Berührung besingt. Mit Emphase bietet Casapietra es dar und erreicht damit die Herzen der Zuhörer. Gut zwei Stunden lang begeisterten Stimme und Klavier im gut besuchten Gotteshaus. *jsc*

Der Hofcompositeur mahnt zur Buße

Im Kreuzgang des ehemaligen Frankfurter Karmeliterklosters boten das „Mai-Barockorchester" und der Sänger Markus Flaig Kantaten und Instrumentalstücke von Graupner und Bach.

In Darmstadt scheint sich Christoph Graupner während seines langen Lebens außerordentlich wohl gefühlt zu haben. Denn mehr als fünf Jahrzehnte brachte er dort von 1709 an zu als landgräflicher Hofcompositeur, der sich einen weit über seinen unmittelbaren Wirkungskreis hinausreichenden Ruf erarbeitete. Aus der Masse seiner Kompositionen brachte das Main-Barockorchester die siebensätzige Ouvertüre c-moll (GWV 413) sowie die zu Reue und Buße mahnende Kantate „Ach Herr mich armen Sünder" (GWV 485) zu Gehör.

Dabei gefielen vor allem die Frische und Lebendigkeit, mit der das Streicherensemble unter Leitung von Konzertmeister Martin Jopp die Instrumentalsätze der Ouvertüre anging. Schwerelos und durchsichtig erklang diese kunstvoll schlicht gehaltene Musik im gotischen Ambiente: sorgfältig herausmodelliert die charakteristischen Einzelteile wie die Trauermusik im Zentrum oder die sie umrahmenden munteren Tänze.

Die gebotene Schlichtheit ließ Markus Flaig (Bass) profund und ausdrucksintensiv der Kantate angedeihen. Die begann mit einer alten Bekannten: der Choralmelodie zu Paul Gerhardts „Haupt voll Blut und Wunden". Ebenso eindringlich geriet Johann Sebastian Bachs Bass-Kantate „Ich habe genung" BWV 82. Meike Güldenhaupt mit ihrer Barockoboe bereicherte gekonnt das Farbspektrum. Frappierend gleichwohl der Kontrast beider Kompositionsstile, den schon das zuvor fast süffig, jedoch elegant ausmusizierte Konzert D-Dur für drei Violinen und Streicher ebenfalls verdeutlichte. *bol*

Die Tanzpuppe befreit sich

Der ehemalige „Riverdance"-Tänzer Colin Dunne zeigt sein erstes abendfüllendes Solo „Out of Time" im Frankfurter Mousonturm.

Mit „Riverdance" brach in Deutschland das Stepptanzfieber aus. Mit „Riverdance" wurde auch Colin Dunne bekannt, als er Michael Flatley als Solist der Show ersetzte. Inzwischen hat Dunne die Gruppe verlassen. In „Out of Time" ist er sein eigener Choreograf.

Natürlich lässt es auch Colin Dunne in seinem Solo schnell und rhythmisch klackern – „Out of Time" wagt indes einen provokanten Umgang mit der Tradition des Stepptanzes. So tritt Dunne zunächst barfuß auf, alles beginnt wie eine Art Aufwärmen. Dann lässt er Kopf und Schultern weich kreisen – Bewegungen, die im Stepptanz, wo der Oberkörper starr und straff bleibt, nicht vorgesehen sind.

Statt gigantischer Massenauftritte und bombastischer Showeffekten riskiert er kleine Formen – in der Ausführung ist er virtuos. Mit leisem Humor befragt er die Geschichte des Stepptanzes, spielt Filme einer Tänzerin, die die immer gleichen strengen Schrittfolgen wiederholt wie die tanzender irischer Männer ein. Am Sepia-Effekt dieser Archivaufnahmen lässt sich die Distanz zum Heute ermessen.

Dunne zeigt eine Einspielung des kleinen Colin, der mit drei Jahren angefangen und mit zehn Jahren bereits mehrere wichtige Meisterschaften im irischen Stepptanz gewonnen hatte. Tatsächlich wirkt er in dieser Einspielung wie eine brave, dressierte Tanzpuppe, die tanzt und tanzt und tanzt. Auch wenn Dunne in seinem Solo steppt, dabei sogar ein Mikrofon an den Füßen hat, mal mit der Aufnahme oder dem Echo seiner eigenen Schritte zu tanzen scheint, mal die Tänzer aus dem Film kopiert, so wirkt dieses kleine Solo, in das Elemente des modernen Tanzes einfließen, vor allem wie ein persönlicher Befreiungsschlag. *Bies*

Wer liebt, macht sich zum Affen

Am Staatstheater in Darmstadt inszenierte Martin Meißner „backstage" Xavier Durringers „Ganze Tage, ganze Nächte" – ein Stück über den jugendlichen Hunger nach Leben.

Von Marcus Hladek

Mit seinen Jugendstücken zeigt der französische Dramatiker zu Hause und in Europa Flagge. Trotzdem ist die Darmstädter Textwahl schwierig, weil das Stück unter dicken Schichten sozialer Zusammenhänge (Stichwort: Pariser Banlieues), adoleszenten Stammesgehabes und Sozialpädagogen-Romantik ächzt. Wer das spielen will, muss sich mit der Machete zu einem Kern vorkämpfen, der sich hier und jetzt mit konkreten Jugendlichen zu spielen lohnt. Sonst schnurrt Durringer zum Abklatsch des Dramatikers Koltès zusammen, der die Banlieues entdeckte.

Nimmt man allen Schmus heraus, wie Meißners zehn Mädchen und vier Jungen das erfrischend hinkriegen, dann sehen wir in Darmstadt einfach Jugendliche, die es in dem „zentrumslosen" Raum im Kammerspiel mit wild verwürfelten Sofas, Sesseln, Stehlampen und Tischchen ihrerseits zusammenwürfelt. Nach dem einleitenden Vortrag eines Soul-Songs durch eine junge Dame, der funktionell an die Erkennungsmelodie einer Soap und die Omnipräsenz dämlicher Castingshows erinnert (Filmprojektionen von Titel und Autor markieren den Vor- und Abspann zusätzlich), entmischt sich die kleine Schar rasch wie Öl und Wasser, um in der losen Szenenfolge ohne Handlungsfaden fortan gruppendynamische Prozesse durchzuspielen.

Wen es so jung aufs Theater drängt, der ist neugierig, geistig interessiert und emotional passioniert. Daran gemessen, wirkt vieles klischeehaft übergestülpt, weil diese Jugendlichen sich recht plump in brave „Normalos" mit Doris-Day-Touch und aufgesetzt rebellische Punks/Gothics in entsprechenden Kostümen aufteilen müssen – mit einem blumentragenden „Streber" als Außenseiter und kleinen Soli für fast jeden. Cliquenwesen und mein Bild im Auge der andern, gespielte Liebesgier und der kleine Schauder, öffentlich „Ficken" und „Sperma" zu sagen, Unsicherheit als Rückseite markigen Auftretens und weise Sprüche („Man macht sich zum Affen, wenn man liebt"), Trockeneis für den Kohlendioxidgehalt in der Luft – nichts davon ist neu oder aufregend. Bloß kommt es bei Jugendstücken ja nicht nur aufs Ergebnis an. Für den Jugendclub war es sicher eine tolle Erfahrung. Jeder einzeln hat sich gut geschlagen.

ROMAN

51. Folge

Sobald sie sich darüber klargeworden war, hatte sie begonnen, auf Distanz zu gehen. Sie hatte bewusst die freundschaftlichen Vertraulichkeiten unterlassen, damit er sie nicht missverstand. Sie behandelte ihn unverbindlich freundlich und spürte, dass ihm das zwar weh tat, dass aber die Klarheit, die es schaffte, ihrer Zusammenarbeit guttat. Aber seit Makeda hatte sich ihr Verhältnis wieder kompliziert. Maravan zeigte alle Symptome von Eifersucht. Das tat ihr zwar leid, aber sie sah keine Möglichkeit, ihm zu helfen.

Im Gegenteil: Ihr selbst ging es nämlich ausgesprochen gut, denn Makeda war auch hier. Sie wohnte mit den anderen Frauen, die für Kull arbeiteten, in einem Appartementhaus ganz in der Nähe. Sie hatten sich vorgenommen, so viel Zeit wie möglich zusammen zu verbringen.

Maravan wusste das. Um ihn etwas aufzumuntern, hatte sie ihn, gleich nachdem sie ihre Koffer ausgepackt hatte, auf diesen Ausflug mitgenommen.

Maravan war zurückgefallen und stand seit einer Weile reglos in der Märchenlandschaft. Sie hatte ihn gerufen, aber er hatte sie unwirsch zum Schweigen aufgefordert. Er verharrte dort, als lausche er auf etwas. Andrea lauschte auch, aber sie hörte nichts. Endlich setzte er sich in Bewegung und kam auf sie zu. Als er sie erreicht hatte, lächelte er. „Schön", sagte er.

30

Zwei von Dalmanns Stärken wirkten zusammen und sorgten dafür, dass sich die Investition Chesa Clara schon nach ein paar Tagen bezahlt machte: Glück und ein Gedächtnis für Gesichter.

Es war ein Winter wie schon lange nicht mehr: kalt, weißblau und mit einer Schneemenge, wie man sie hier oben um diese Jahreszeit noch nie gesehen hatte.

Dalmann saß auf der Sonnenterrasse eines Bergrestaurants tief hinten in einem Tal. Er war in Begleitung von Rolf Schär, ebenjenem befreundeten Zahnarzt, der ihm die Wohnung vermietete. Geschäftlich eine nicht sehr effiziente Paarung, aber auch nicht ganz nutzlos, denn Dalmann wusste, dass Schär an dieser Lage und in der Spitzensaison viel lukrativer vermieten könnte. Deswegen hatte er es sich zur Pflicht gemacht, mindestens einmal während seines Aufenthalts etwas Zeit mit ihm zu verbringen.

Sie saßen also gemütlich auf ihrer Bank an der Holzfassade des Restaurants, hielten ihre von Sonnencreme glänzenden Gesichter in die Wintersonne, tranken eine Flasche Veltliner und pickten von der Bündnerplatte vor ihnen auf dem Tisch. Ab und zu sagte einer etwas, meistens das, was ihm gerade durch den Kopf ging, wie es ältere Leute tun, die sich schon lange kennen und sich nichts vorzumachen brauchen. Sie sahen Kindern zu, die außerhalb der Terrasse schlittelten, und Schär sagte gerade: „Wenn man klein ist, kommt einem der Schnee noch viel höher vor." Da wurde Dalmanns Aufmerksamkeit von einer Gruppe Neuankömmlinge abgelenkt. Vier Männer um die fünfzig von arabischem Aussehen. Sie wurden an den Nebentisch gebracht, der lange als Einziger mit einem Reserviert-Schild auf seine Gäste gewartet hatte.

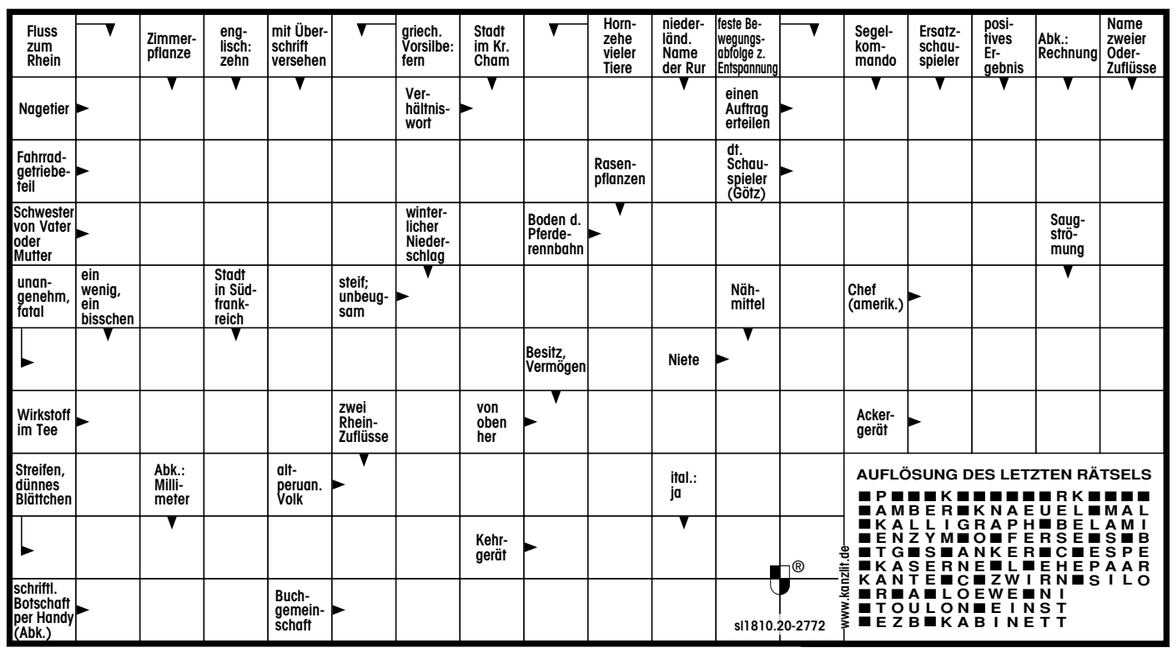
Einen von ihnen erkannte Dalmann, als dieser kurz die Sonnenbrille abnahm und einen Blick auf die anderen Gäste warf: die rechte Hand von Jafar Fajahat, dem Mann, dem die Palucron damals ebenfalls bei den Transaktionen behilflich gewesen war. Um fast zehn Jahre älter, seit er ihn zuletzt gesehen hatte, aber eindeutig derselbe. Nach dem Rücktritt von Musharraf war es Dalmann nicht mehr gelungen, Fajahat zu kontaktieren, und er hatte damit gerechnet, dass dieser dem Machtwechsel zum Opfer ge-fallen war. Aber sein Assistent hatte offenbar überlebt, sonst könnte er es sich nicht leisten, hier zu sein. Wenn er sich bloß an seinen Namen erinnern könnte. Khalid, Khalil, Khalig oder so. Dalmann widerstand dem Impuls, ihn anzusprechen. Wer weiß, wer die anderen drei waren. Aber er suchte seinen Blick – und fand ihn nach kurzer Zeit. Der Mann nahm die Brille ab, sah ihn fragend an, und als Dalmann nickte und lächelte, stand er auf und begrüßte ihn auf Englisch. „Herr Dalmann? Wie schön Sie zu sehen, erinnern Sie sich? Kazi Razzaq."

„Selbstverständlich erinnere ich mich." Dalmann vermied es noch immer, Jafar Fajahat zu erwähnen.

Razzaq stellte seine drei Begleiter vor, mit Namen, die sich Dalmann nicht zu merken versuchte, und er machte sie mit seinem Tischpartner bekannt. Danach entstand das kurze Schweigen, das solchen Vorstellungen folgte.

Dalmann unterbrach es. „Bleiben Sie ein paar Tage?", erkundigte er sich.

Die vier Herren nickten. „Schön, dann können wir einmal etwas Gemeinsames unternehmen. In welchem Hotel wohnen Sie?" Die vier Herren tauschten Blicke aus. „Wissen Sie, was? Ich gebe Ihnen meine Karte. Da ist meine Handynummer drauf. Sie rufen mich an, und wir machen etwas aus. Es würde mich sehr freuen."

Fortsetzung folgt

© Diogenes Verlag AG Zürich